

kam 1827 und 1829 in zwei Bänden heraus. Es darf neben Hebels Schatzkästlein und den Märchen der Brüder Grimm einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur beanspruchen. Auch die „Anthologie deutscher katholischer Gesänge aus älterer Zeit“ erwarb sich namentlich durch Friedrich Schlossers Vermittlung einen großen Leserkreis. Die eigenen Dramen und Gedichte Aurbachers fanden dagegen meist nur eine kleinere Gemeinde von Freunden. Als literarischer Kritiker und pädagogischer Rezensent zeichnete er sich durch ein reifes, unabhängiges Urteil aus. Manche seiner pädagogischen Schriften würzte der kernige Schwabe mit einer starken Dosis von Witz und Satire, so die „Philologischen Belustigungen aus der Brieftasche eines oberdeutschen Schulmeisters“ (1824), ganz besonders aber sein letztes Büchlein „Aus dem Leben und den Schriften des Magisters Herle und seines Freundes Mänle. Mitgeteilt von einem Dritten im Bunde“ (1842), worin der Verfasser in der sprudelnden Satire und fröhlichen Laune mit Jean Paul erfolgreich wetteifert.

Professor Kosch hat seine Studie in drei Abschnitte gegliedert. Der erste gewährt in Form einer biographisch literarischen Skizze ein festumrissenes, klares Bild des Mannes und der besondern Art seines Wirkens. Im zweiten werden Aurbachers Jugenderinnerungen nach der Münchener Handschrift zum erstenmal veröffentlicht. Sie umfassen die Jahre 1784 bis 1808, also Jugendzeit, Studienjahre, Klosterleben und Wirksamkeit als Hofmeister. Diese schlichten Aufzeichnungen, die vom Verfasser wohl nicht für den Druck bestimmt waren, tragen durchaus den Stempel der Wahrheitsliebe und sind von einer einnehmenden Objektivität. Der Herausgeber begnügte sich, einige erläuternde Bemerkungen als Fußnoten beizufügen. Der dritte Teil bringt bisher ungedruckte Briefe an Aurbacher. Friedrich Schlosser ist mit zehn, der Verleger Cotta mit drei, Melchior v. Diepenbrock, der spätere Kardinal mit einem, Ladislaus v. Pyrker, Patriarch von Venedig, Johann Michael Sailer, Bischof von Regensburg, der Konvertit Eduard von Schenk sind mit je drei Briefen vertreten. Alle diese Schreiben beweisen die aufrichtige, ungewöhnliche Hochschätzung, deren sich Aurbacher in weiten Kreisen gebildeter und geistig bedeutender Männer erfreute.

In einem kurzen Schlußwort weist Kosch darauf hin, daß diese Studie nur eine kleine Vorarbeit für eine auf mehrere Bände berechnete Darstellung der kulturellen Geschichte des katholischen Deutschlands bilde, und bittet alle, die sich im Besitz von Handschriften geistlicher und weltlicher Würdenträger, Dichter, Gelehrter usw. aus dem katholischen Deutschland befinden, um ihre wissenschaftliche Unterstützung.

Mois Stodmann S. J.

Musik. 1. Hektor Berlioz' Lebenserinnerungen. Ins Deutsche übertragen und herausgegeben von Dr Hans Scholz. Mit einem Bildnis. 8° (572) München 1914, Beck. Geb. M 6.— 2. Die Musikgeschichte Eichstätts. Auf Grund handschriftlicher Quellen bearbeitet von Dr Jos. Smelch. Mit 3 Tiefdrucktafeln. 8° (40) Eichstätt 1914, Brönnner. — 3. Geschichte der Kantate und des geistlichen Konzertes. I. Teil: Geschichte der welt-

lichen Solokantate. Von Eugen Schmitz. [Kleine Handbücher der Musikgeschichte, herausgegeben von Hermann Kretschmar, V, 1.] 8° (VIII u. 328) Geb. M 8.50. — 4. Giovanni Pierluigi Palestrina. Von Eugen Schmitz. Mit einem Bildnis. Kl. 8° (56) Geb. M 1.— 5. Handbuch der Musikgeschichte bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Auf Grundlage des gleichnamigen Werkes von Arrey v. Dommer, als dessen dritte Auflage bearbeitet von Arnold Schering. 8° (VI u. 780) Geb. M 14.— 6. Robert Schumanns gesammelte Schriften über Musik und Musiker, herausgegeben und ergänzt von Martin Kreisig. 2 Bände. 5. Auflage. Mit 1 Bildnis und 2 Facsimiles. 8° (XXXV u. 512 u. 564) Geb. M 16.— 7. Musikalische Studentköpfe. Von La Mura. I. Band: Romantiker. 11. Auflage. Mit 7 Bildnissen. Kl. 8° (454) Geb. M 5.— 8. Richard Wagners Ausgewählte Schriften über Staat, Kunst und Religion (1864—1881). 2. Auflage. Kl. 8° (XVIII u. 242) Geb. M 2.— 9. Richard Wagners Parsifal. Dichtung — Entwurf — Schriften. Herausgegeben von R. Sternfeld. Kl. 8° (100) Geb. M 1.50.— 10. Über Richard Wagners Harmonik und Melodik. Von Emil Ergo. Mit 169 in den Text gedruckten Notenbeispielen. 8° (XXXIV u. 156) M 4.— Nr 3—10 erschienen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig 1914, Nr 7 1913.

1. Es ist höchst lehrreich, die beiden Selbstbiographien des größten deutschen Lieddichters, R. Wagners, und des größten französischen, Hector Berlioz', mit einander zu vergleichen. Spürt man in der Wagnerschen Schrift überall die deutsche Schwerblütigkeit, so in der Berliozschen die leichtflüssige, oft auch leichtsinnige, französische Eleganz, ein übermütiges, sanguinisches Temperament. Das Leben, das Berlioz geführt hat, war abenteuerlich genug. Gläubig katholisch erzogen, verlor er bald jede positiv-religiöse Überzeugung, wie manche frivol klingende Bemerkungen, die sich in dem Buche finden, genugsam beweisen. Seinen Musikerberuf wußte er trotz des hartnäckigen Widerstrebens seines Vaters durchzusetzen und seine ganz neuartige Kompositionsweise trotz der Anfeindungen allzu konservativer Elemente in jahrelangen Kämpfen zur Anerkennung zu bringen. Sein Vaterland hat ihn freilich zeitlebens nicht nach Gebühr eingeschätzt; in Deutschland und Rußland dagegen feierte er Triumphe. Ganz köstlich sind manche Charakterschilderungen in der Biographie, z. B. die Cherubinis, des Direktors des Pariser Konservatoriums. Die Neigung zur Karikatur ist freilich zu augenscheinlich, als daß man die Kontersais seiner Gegner ohne Prüfung nach anderen Quellen für durchaus objektiv halten könnte. Aber gute Beiträge sind sie für jeden Fall. In seinem Privatleben bildet die erste unerwiderte Jugendliebe gewissermaßen die ruhende Note, die durch das ganze Buch mitsingt, womit es beginnt und schließt. — Die deutsche Übersetzung des Wertes ist vorzüglich, die Ausstattung mustergültig, der Preis äußerst gering.

2. Obwohl das Schriftchen hauptsächlich lokalgeschichtlichen Charakter hat, sei es hier kurz erwähnt und empfohlen, weil es auch auf die allgemeine Musikgeschichte manches Licht wirft und dem Forschertalent wie der Darstellungsgabe des fleißigen Verfassers alle Ehre macht. Sehr dankenswert sind die drei Tiefdruck-Facsimiles.

3. Man muß staunen, wie der bekannte Musikredakteur des „Hochland“ neben seiner akademischen, pädagogisch so fruchtbaren Lehrtätigkeit noch die Zeit findet für so viele wertvolle literarische Arbeiten, die wir seiner Feder bereits verdanken, besonders wenn sie auf so mühsamen Forschungen fußen wie das vorliegende Werk, das ganz neue Ausblicke in die Verwurzelung des modernen Kunstliedes bietet. Ein großer Teil des ersten Buches wurde bereits 1909 als Habilitationsschrift gedruckt unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte der italienischen Kammerfantate im 17. Jahrhundert“, und was seitdem an Spezialschriften über dieses Thema erschien, so weit als möglich verarbeitet. Die Solokantate definiert der Verfasser (S. 51) als „ein aus einer Reihe irgendwie (durch Takt- oder Tempowechsel, Wechsel rezitativischer und arioser Melodik, Wechsel der Ausdrucksphäre usw) kontrastierter Einzelsätze zusammengesetzter Gesangstücke für eine Singstimme mit Begleitung.“ Wie der natürliche Werdegang weder im Leben noch in der Kunst Schablonen kennt, so hat sich auch der Typus Kantate ganz allmählich aus den älteren Formen der Arie und namentlich des Madrigals entwickelt und verlor sich bei seinem Abblühen in die verschiedenen Formen des modernen Kunstliedes. Die italienische Solokantate blieb auch für die anderen Länder vorbildlich, selbst die italienische Sprache wurde in den Texten vielfach beibehalten. Die Solokantate in England wurde vom Verfasser in Anbetracht ihrer geringen Bedeutung nur skizzenhaft behandelt und einer eingehenderen Behandlung durch englische Musikhistoriker empfohlen. Ein näheres Eingehen auf das Werk muß den Fachzeitschriften vorbehalten bleiben; hier sollen nur diejenigen unserer Leser, die sich mit Musikgeschichte beschäftigen, auf das anregende Buch hingewiesen sein. Eine Unterhaltungslektüre darf freilich niemand erwarten. Das Durcharbeiten erfordert eindringliches Studium, will man in den Fluten der Details nicht ertrinken. Vielleicht hätte eine stärkere Abgliederung des Ganzen in Unterkapitel die Arbeit des Lesers leichter gemacht. Die unbewiesenen Bemerkungen gegen den „Jesuitismus“ (S. 15 u. 22) fñhren die sonstige Objektivität des Werkes.

4. Das Büchlein bringt in knappster Form alles Wissenswerte über diesen großen „Spezialisten katholischer Kirchenmusik“. Selbstverständlich ist gegenüber den älteren populären Palestrina-Biographien alles auf der Höhe der neuesten Forschung, besonders auch das Kapitel, das den Anteil des Meisters an der medizinischen Choralreform behandelt.

5. Dommers Handbuch der Musikgeschichte war seinerzeit eines der angesehensten musikhistorischen Werke, dem Gründlichkeit, Vornehmheit und weiter Blick eigneten. Die vorige zweite Auflage war aber bereits 1876 erschienen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß eine gründliche Neubearbeitung für eine neue Auflage nötig wurde. Die musikgeschichtliche Forschung hat unterdes so viel neues Material beigebracht, daß ein bloßes Einfügen des Neuen nicht mehr möglich war. Der bekannte Musikforscher Arnold Schering hat denn auch die mühsame Aufgabe der Neubearbeitung übernommen, und man wird ihm für seine treffliche Leistung Dank sagen müssen. Wir wollen nur noch hoffen, daß der Herausgeber auch die Fortsetzung, die Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, bald folgen

lassen wird. Über die mittelalterliche Musik ist noch viel Dunkel gebreitet, und die Forschung der neuesten Zeit arbeitet mit bewundernswerter Energie an dessen Aufhellung. Schering selbst hat schon manchen wertvollen Beitrag geliefert. Wir erinnern nur an seine Aufsehen erregenden Thesen über den Einschlag des Instrumentalen in bislang als rein vokal angesehenen Werken alter Meister. Leider konnten nicht mehr alle neuen Resultate berücksichtigt werden, da infolge sechs-jähriger Verzögerung der Arbeit manche Bogen schon ins Reine gedruckt waren, die einer Neuauflage bedürft hätten. Es wäre vielleicht am Platz gewesen, das Neueste in einem Nachtrag zu bringen. Jedenfalls dürfte ein solcher Nachtrag in dem kommenden Bande über das 19. Jahrhundert nicht fehlen. Das kann kurz gemacht werden und sich auf literarische Nachweise beschränken. S. 196 wird unter den Ursachen der Reformation auch die kräftigere Entfaltung der Individualität angeführt, „die dem eigenen Denken und Fühlen auch den höchsten religiösen Ideen gegenüber mehr Vertrauen zu schenken begann, als der in Tradition erstarrten und durch Mißbräuche nichts weniger als gerechtfertigten alten Kirche.“ Wozu in einem fachwissenschaftlichen Werk dieser polemische Ton gegen die katholische Kirche? Seit wann sind die Mißbräuche einer Sache ein Beweis dafür, daß diese selbst nicht gerechtfertigt ist? Sieht man ferner nicht auch auf protestantischer Seite mit großem Schrecken, daß „das Vertrauen in das eigene Denken und Fühlen auch den höchsten religiösen Ideen gegenüber“ auch konsequenter Weise zur Auflösung alles Kirchentums, ja alles positiven Glaubens führt, und daß man ohne Dogma und Tradition in diesen Fragen nicht auskommt? Wir möchten den gelehrten Verfasser dringend bitten, bei einer Neuauflage dem gerügten Satz die Spitze abzubreaken.

6. Robert Schumann war nicht nur ein genialer Komponist, sondern auch ein sehr begabter Schriftsteller. Es ist ein Genuß, in diesen beiden Bänden zu lesen und die originellen Fassungen seiner Kritiken, die liebenswürdige und humorvolle Art, in der er seinen Tadel zu kleiden versteht, auf sich wirken zu lassen. Seine ästhetischen Ansichten zeigen, wie tief er die Musik erfaßt hat im Gegensatz zu der damals herrschenden Seichtheit und Oberflächlichkeit. Sein Stil ist von blendender Frische und Anschaulichkeit. Die beiden Bände bilden so eine Art Musikgeschichte der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die um so interessanter ist, als sie aus dem Leben geboren ist und nicht aus toten Quellen. Die fünfte Auflage beweist, daß das deutsche Publikum sich der Schätze wohl bewußt ist, die in Schumanns Schriften verborgen sind. Die kritische Arbeit des Herausgebers verdient alles Lob, nicht minder die gute Ausstattung.

7. Der Band enthält Biographien von Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Chopin, Liszt, Wagner. Jeder Biographie, die auch einzeln geb. zu M 1.— bezogen werden kann, ist das Verzeichnis der veröffentlichten Werke des Meisters beigelegt. Die greise Verfasserin hat sich bemüht, die dargebotenen Lebensbilder immer zeitgemäß zu erweitern und zu vertiefen. Die Sprache ist hübsch und gefällig, die Darstellung von erfreulicher Objektivität.

8. Wer sich die Mühe nimmt, die gewiß nicht leicht lesbaren Schriften Wagners zu verfolgen, wird über die viel umstrittene Frage, wie es mit dem

Christentum des Meisters stand, nicht mehr im Zweifel sein können. So groß die persönliche Verehrung Wagners für Jesus war, so hat er doch nie dessen Aufgabe als Heiland der Welt richtig erfasst, ebensowenig wie das Wesen der Religion und die Beziehung des alten Testaments zum neuen. Sein Gottesbegriff ist ein pantheistisch gefärbter, seine Philosophie schopenhauerisch. Daraus geht hervor, wie wenig man durch herausgerissene Sätze, die an sich richtig sind, Wagners Christentum beweisen kann. Das sind nichts als enharmonische Töne, die erst durch die zugrunde gelegte Harmonie eine Deutung nach einer bestimmten Tonart erhalten. Daß diese Tonart nicht das wahre Christentum ist, ergibt sich aus der Harmonie der Wagnerischen Schriften so klar, daß eine Disputation hierüber eigentlich überflüssig ist. Über die subjektive Überzeugung Wagners wollen wir natürlich nicht rechten, aber den objektiven Maßstab des Christentums vertragen seine Schriften nicht, am wenigsten vielleicht sein Werkchen „Religion und Kunst“, das aus seiner letzten Zeit stammt. Daß Wagner ein Mann von Geist war, den tiefe Probleme fesselten, lehren die Schriften allerdings deutlich genug. Die Entstehungszeit der Aufsätze ist leider nicht immer angemerkt.

9. Das Büchlein enthält den vollständigen Text des Bühnenweibchensspiels, den ersten Entwurf aus dem Jahre 1867 (zum erstenmal veröffentlicht 1907) und etliche auf Parsifal bezügliche Mitteilungen Wagners, von denen besonders der Bericht des Meisters über die erste Aufführung zu Baireuth 1882 wertvolle praktische Winke für Spiel und Inszenierung enthält. Da der Entwurf des Ton-dramas noch aus der Trifflanzzeit stammt, stellt sich die Behauptung Nietzsche's, Wagner sei am Ende seines Lebens vor dem Kreuze niedergebroschen, auch als historisch verfehlt heraus, wie der Herausgeber des Büchleins richtig hervorhebt.

10. Verfasser dieses Buches hat stark ausgebildete — Ellbogen, mit denen er kräftig um sich stößt. „Die modernen Gernegroßen“ werden nur so über den Haufen geworfen, um Bahn frei zu bekommen für den Helden. Mit den Titulaturen, die sie sich gefallen lassen müssen, ließe sich ein ordentliches Lexikon zusammenstellen. Dagegen erhält Riemann einen Weibrauchduktus nach dem andern. Diese auffallende Subjektivität und der nicht selten ganz unparlamentarische polemische Ton, die sich orgelpunktmäßig durch die ganze Schrift hinziehen, haben für den unparteiischen Leser, der nach dem Titel eine wissenschaftlich-objektive Darstellung vermuten muß, wenig Anziehendes, und eine scharfe „Zollrevision“ wäre vor der Buchausgabe ganz angebracht gewesen. Im Übrigen bietet das Buch viel Treffliches. Für unsere Zeitschrift können wir natürlich nicht näher auf den theoretisch-lehrhaften Inhalt des Werkes eingehen, das ein tüchtiges Maß musikalischer Vorkenntnisse voraussetzt. Interessenten seien nur darauf hingewiesen, daß der Verfasser Riemanns System zugrunde legt und nicht nur, wie es im Titel heißt, auf Wagners Harmonik und Melodik, sondern auch auf die Rhythmik und Phrasierung eingeht. Die Schrift soll gegenüber dem modernen Wirrwarr der „europäisch-chinesischen Neutöner“ dazu beitragen, „die ersten Grundlagen unserer Tonkunst felsensfest zu ordnen.“ Bis das geschehen ist, wird freilich noch manche Welle den Rhein hinabrollen. Druck und namentlich Papier lassen viel zu wünschen.

Joseph Kreitmaier S. J.